

Ministerium für Bildung und Wissenschaft der Russischen Föderation
STAATLICHE FERNÖSTLICHE HUMANWISSENSCHAFTLICHE
UNIVERSITÄT CHABAROVSK

Wort – Text – Kultur:

Beiträge zur Germanistik

Chabarovsk 2012

ДАЛЬНЕВОСТОЧНЫЙ ГОСУДАРСТВЕННЫЙ
ГУМАНИТАРНЫЙ УНИВЕРСИТЕТ

Слово -- текст -- культура:

научные труды по германистике

Wort – Text – Kultur: Beiträge zur Germanistik. – Chabarovsk 2012. – 291 S.

Dieser Band versammelt Vorträge, die auf dem internationalen linguokulturologischen Forum „Sprache und Kultur: Brücken zwischen Europa und Asien“ vom 15. bis 18.09.2009 an der Staatlichen Fernöstlichen Humanwissenschaftlichen Universität Chabarovsk gehalten wurden. Die Artikel erörtern aktuelle Fragen der Stilistik, Textlinguistik, Soziolinguistik, Grammatik, Phraseologie und Literaturvermittlung.

Herausgeber:

Prof. Dr. Elena Kan,

unter Mitwirkung von Prof. Dr. Stephan Elspaß,

Prof. Dr. Dr.h.c. Dr.h.c. Hans Wellmann

und Prof. Dr. Dr. h.c. Reinhold Werner

Redaktion:

Dr. Viktoria Fedorovskaja, Dr. Larisa Kul'pina, Dr. Sergej Ščerbina, Dr. Irina
Snežkova (Staatliche Fernöstliche Humanwissenschaftliche Universität
Chabarovsk, Lehrstuhl für deutsche Philologie), Dr. Hannes Krauss (Universität
Duisburg-Essen, Deutschland)

© Staatliche Fernöstliche Humanwissenschaftliche
Universität Chabarovsk, Russische Föderation, 2012

© Universität Augsburg, Bundesrepublik Deutschland, 2012

Areale Variation in der Grammatik des Standarddeutschen

Das Thema „regionale Variation in der Standardsprache“ hat in den letzten Jahren verstärkt Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Während jedoch regionale Standards in der Lexik sowie in der Aussprache und Intonation intensiv erforscht sind bzw. werden, ist die areale grammatische Variation im Standard und der standardnahen Alltagssprache bisher kaum zur Kenntnis genommen worden. Variation im Bereich der Grammatik wird entweder als sozial markiert betrachtet, oder sie wird pauschal einer „Grammatik der gesprochenen Sprache“ zugeschlagen (womit die Konstruktion einer Homogenität der Standardgrammatik nur auf ein anderes Medium verlagert wird). Im vorliegenden Aufsatz wird gezeigt, dass sozialschichten- und medienübergreifend regionale Varianten in der Grammatik des Standarddeutschen existieren, und es soll – illustriert an Beispielen – der Versuch unternommen werden, deren arealspezifische Ausbreitung systematisch und sprachhistorisch zu erklären.

0. Einleitung

„Sprachvariation“ ist in der gegenwärtigen Linguistik ein aktuelles Thema, insbesondere *regionale* Variation. Die Untersuchung regionaler Variation bleibt aber nun nicht mehr nur der Dialektologie vorbehalten. Das ist sozusagen ein ungewollter Effekt des Dialektsterbens in den deutschsprachigen Ländern (von dem die Schweiz und Liechtenstein freilich verschont bleiben): Wenn es keine Dialekte mehr gibt, benutzen die Sprecher die Standardsprache immer mehr sowohl in formellen als auch informellen Kommunikationssituationen, wohingegen noch vor fünfzig Jahren die Standardsprache mehr oder weniger nur in der Schriftsprache oder in formellen Diskursen verwendet wurde. Offensichtlich hat auch das geschriebene Standarddeutsche in den letzten Jahrzehnten aus verschiedenen Gründen verstärkt eine stilistische Variation entwickelt (Schwitalla 2008).

Für die gesprochene Alltagssprache des Deutschen ist bekannt, dass sie gerade von Region zu Region beträchtlich variieren kann. Je informeller der Kontext ist, desto wahrscheinlicher und ausgeprägter ist regionale / areale / diatopische Variation (Kappel 2007).¹ Regionale Unterschiede gibt es aber auch in der Standardsprache, und sie fallen wohl besonders auf Grund des bereits erwähnten Dialektsterbens mittlerweile eher auf. Damit muss man freilich (immer mehr) die Vorstellung aufgeben, dass es tatsächlich so etwas wie ein Standarddeutsch gibt, das völlig frei von regionalen Varianten sein kann – auch

¹ Ich werde im Folgenden die Termini ‚areal‘ und ‚regional‘ synonym verwenden.

wenn die Vorstellung eines ‚reinen‘ Hochdeutsch unter Laien bis heute sicher verbreitet ist. Unter Linguisten hängt wohl niemand ernsthaft einer solchen Vorstellung an, zumindest, solange man sich mit dem Deutschen als einer lebenden Sprache beschäftigt, denn „the only fully standardised language is a dead language“ (Milroy / Milroy 1985, S. 22).

Für die Standardsprache gilt heute als akzeptiert, dass ‚nationale Varietäten‘ existieren (schweizerdeutsches, österreichisches, deutsches Deutsch etc.), die sich nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt haben (plurizentrischer Ansatz, vgl. von Polenz 1999, S. 412-453). Dies mag in der Wahrnehmung der Sprecher jedoch noch nicht in vollem Maße präsent zu sein (Scharloth 2005). Zudem ist umstritten, ob man für das Deutsche nicht eher von „pluri-arealen“ Verhältnissen (Wolf 1994, S. 74, Scheuringer 1997, S. 343-344) oder von „regionaler Plurizentrität“ sprechen sollte (Reiffenstein 2001, S. 88; auch bei Koller 1999, S. 154), denn vermeintlich ‚nationale Varietäten‘ überschreiten häufig politisch-nationale Grenzen, und so sind etwa zwischen norddeutschem und süddeutschem Standarddeutsch nicht weniger (wenn nicht sogar mehr!) linguistische Unterschiede zu finden als zwischen süddeutschem und österreichischem oder schweizerischem Standarddeutsch.

Das führt uns zu der Frage, bis zu welcher Ebene die areale Variation im Standarddeutschen reicht. Im Bereich Aussprache ist diese Variation schon durch den „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen“ von Werner König empirisch belegt.¹ Auch für die Lexik ist Standardvariation dokumentiert und insbesondere im „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (VWB 2004) kodifiziert, das explizit im Untertitel anführt, dass es um die „Standardsprache“ geht. Areale Standardvariation im Wortschatz ist z. T. aber auch im „Wortatlas der regionalen Umgangssprachen“ (WDU 1977ff.) sowie im digitalen „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ von (AdA 2003ff.) sichtbar.

Es gibt allerdings noch keine vergleichbare Arbeit zur Standardvariation in der Grammatik. Das heißt natürlich nicht, dass es diese Variation nicht gibt – auch wenn sich viele Lehrende und auch manche Forschende vielleicht wünschen würden, dass zumindest die Grammatik von lästiger regionaler Variation verschont bliebe.² Ansätze zur Erstellung einer Variantengrammatik gibt es inzwischen (vgl. Dürscheid/Elspaß/Ziegler 2011). An drei Beispielen will ich im Folgenden vorführen, warum sich die Untersuchung arealer Variation in der Grammatik des Standarddeutschen lohnen kann.

¹ Ihre Nachfolge findet diese bahnbrechende Arbeit derzeit in dem Projekt „Variation des gesprochenen Deutsch: Standardsprache – Alltagssprache“ am IDS in Mannheim (vgl. <http://www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/>, 19.4.2011).

² Ein Kernproblem ist die – gerade bei sprachnormvermittelnden Instanzen wie Lehrerinnen und Lehrern, besonders aber auch bei Studierenden der Germanistik – verbreitete Auffassung, dass regionale Variation stets etwas außerhalb der Standardsprache Anziedelndes ist.

1. Das Faktum der arealen Variation in der Grammatik des Standarddeutschen

Vor längerer Zeit hat Ursula Götz in einem Aufsatz auf „Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen“ hingewiesen (Götz 1995). Nach Durchsicht der seinerzeit geläufigen Grammatiken identifizierte sie nicht weniger als 46 Erscheinungen, die im Verdacht stehen, vorwiegend in bestimmten Regionen des deutschen Sprachraums üblich zu sein (ebd., S. 223). Ich führe nur drei Beispiele auf:

- | | | |
|--|---|---|
| (1) „Wir haben uns alle schon so daran gewöhnt gehabt, daß nichts geschieht, aber immer etwas geschehen soll“, erzählte Stumm. (Musil) | ‚doppeltes Perfekt‘ (zum Ausdruck der Vorvergangenheit) | Duden-Grammatik (1984, S. 240 = 1998, S. 263); „im Oberdeutschen“ (2005, S. 470: /./) |
| (2) In der Wagenhalle waren nicht bloß die Wagen und anderen Fahrzeuge, ... (Stifter) | Pluralbildung | Duden-Grammatik (1984, S. 388 = 1998, S. 391); „südd.“ |
| (3) Dann frug er noch nach der gnädigen Frau, und wie die Nachrichten aus Ems seien ... (Fontane) | ‚starke‘ Verbformen regelmäßig gebildeter Verben | Duden-Grammatik (1984, S. 220 = 1998, S. 243); „landesch.“ |

Ob diese Formen heute als korrekt im Sinne der Standardsprache gelten können, ist in den Grammatiken durchaus umstritten – und für die Zwecke der folgenden Betrachtung zunächst einmal nachrangig. Denn Tatsache ist, dass sie geläufige Varianten in standardsprachlichen Kontexten sind – das zeigen hier allein die Zitate aus drei wichtigen Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts. Und dass sie in Grammatiken lebender Standardsprachen überhaupt aufgeführt oder diskutiert werden, ist immer ein gutes Zeichen dafür, dass über die Frage der Korrektheit noch nicht das letzte Wort geschrieben worden ist.

Mir geht es aber eher um Kennzeichnungen der regionalen Verbreitung, wie man sie in der rechten Spalte findet. Diese sind insgesamt in den Grammatiken von höchst unterschiedlicher Qualität – und in den vorliegenden Beispielen nach der Duden-Grammatik durchgehend unbefriedigend, und zwar aus vier Gründen:

- Generell sind solche Markierungen regionaler Verwendung in den gegenwärtigen Grammatiken nicht das Ergebnis breiter empirischer Untersuchungen – schlicht aus dem Grunde, dass ein Korpus zu regionaler grammatischer Variation im Standarddeutschen (oder eine nicht-dialektologische Untersuchung regionaler Variation in der Grammatik) fehlte und bis heute noch fehlt.

- Das ‚doppelte Perfekt‘ (wie z.B. wir haben uns ... daran gewöhnt gehabt statt hatten uns ... daran gewöhnt) wird als Variante des „Oberdeutschen“ ausgewiesen. Das ist terminologisch unkorrekt, denn die Bezeichnung

„oberdeutsch“ bezieht sich in der Sprachwissenschaft des Deutschen auf Dialekte – hier geht es aber um Hochsprache.

Die Bezeichnung „südt.“ für den Plural *Wägen* ist sprachpolitisch unkorrekt. Denn diese Form ist – wie auch *Krägen* – ebenso in der Schweiz, in Liechtenstein und in Österreich standarddeutsch.

Schließlich findet sich die Bezeichnung „landschaftlich“ für Verbformen wie *er frag.* Soweit ich bisher sehe, war bzw. ist das im Wesentlichen eine norddeutsche Form. „Landschaftlich“ ist ebenso wie die Markierung „regional“ oder „umgangssprachlich“ eine Verlegenheitslösung. Es sind allesamt Etikettierungen, die für die Vagheit, Ungenauigkeit oder gar Hilflosigkeit der Grammatiken der Gegenwartssprache in Fragen der arealen Variation stehen.

Seit dem Aufsatz von Götz hat es nun einige Neuauflagen der gängigen Grammatiken gegeben. Dabei besteht in den neueren Grammatiken, besonders in der IDS-Grammatik und der Duden-Grammatik, die Tendenz, immer stärker konzeptionelle Mündlichkeit einzubeziehen, ob sie nun gesprochen oder etwa auch getippte Formen annehmen. Zu Recht zieht man nicht mehr nur das Schriftdeutsch der ‚Belétage‘ heran, denn erst so wird man dem Beschreibungsggegenstand „Deutsche Grammatik“ gerecht – zumal in Zeiten der Massenmedien und des Internets das ganze Ausmaß von standarddeutschem Sprechen und Schreiben erkennbar wird. Vergessen wird dabei aber oft, dass die Berücksichtigung der Mündlichkeit gleichzeitig die Einbeziehung des Faktors ‚Regionalität‘ notwendig macht. Denn man kann es drehen, wie man will: Sobald man gesprochene Sprache einbezieht, wird man früher oder später auf Phänomene stoßen, die keineswegs überregional, sondern nur regional verbreitet sind – eben auch in der Grammatik. (Das kann freilich dazu verleiten, bestimmte regionale Merkmale als Tendenzen in der gesprochenen Sprache überhaupt anzusehen.)

Gerade Regionalität ist ein Aspekt, den die Grammatiken und die Grammatikforschung bisher vernachlässigt haben. Das lässt nicht nur diejenigen im Dunkeln, für die Grammatiken geschrieben werden, nämlich die Benutzer, sondern hat auch Folgen für die Beschreibung und Erklärung von Grammatik.¹ Ich will dies später an ausgewählten Beispielen vor Augen führen. Zuvor möchte ich jedoch noch auf einige Varianten in der Grammatik des Standarddeutschen eingehen, um einen Eindruck von der Breite dieses Forschungsfeldes zu geben.

¹ Vgl. dagegen den (korrekten) Eintrag der Duden-Grammatik (©1998, S. 391) zu *Krägen*: „südd., österr., schweiz.“ (wie es auch die Karte im WDU 4-70 [2000] ausweist).

² Man kann auch nach sechzehn Jahren noch Götz' (1995, S. 238) Fazit ohne Einschränkung wiederholen, nämlich „daß die meisten [...] Grammatiken regionale standardsprachliche Varianten gar nicht oder nur in ungenügendem Maße behandeln“.

2. Wie sieht Variation in der Grammatik des Standarddeutschen aus?

Hier seien zunächst nur knapp einige Formen der grammatischen Variation im Standarddeutschen genannt. Als Kriterium für Standardsprachlichkeit soll dabei gelten, dass die Formen in der Zeitungssprache (ob nun gedruckt oder online) usuell sind.

Ein engerer Begriff der Standardsprache würde sich ausschließlich auf den Sprachgebrauch überregionaler Zeitungen beschränken (so etwa Eisenberg 2007, S. 217). Dieser Einschränkung folge ich hier nicht, da es schwierig zu bestimmen ist, was als überregional angelegter Text gelten kann und was nicht. (Müsste man dann z. B. den Lokalteil einer überregionalen Zeitung als nicht-standarddeutschlich klassifizieren?) Würden wir dagegen eine offenere Definition der Standardsprache ansetzen, könnten bzw. müssten zusätzlich zur Zeitungssprache auch andere gedruckte und online veröffentlichte Texte berücksichtigt werden. Hier weitere grammatische Phänomenbereiche, die areale Variation zeigen:

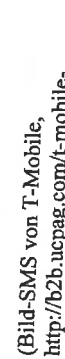
- (4) Verbreitung: *etw. bei jdm beantragen/etw. jdm beantragen*
- (5) Präpositionen: *für das Examen lernen/auf das Examen lernen*
- (6) Reflexivpronomen: *das Wetter ändert/das Wetter ändert sich*
- (7) Genus: *das E-Mail/die E-Mail*
- (8) Wortbildung (und Genus): *der Entscheid/die Entscheidung*
- (9) Hilfsverben bei analytischer Tempusbildung: *ich bin gegessen/ich habe gegessen*

Diese Liste ist bei Weitem nicht vollständig. In den letzten Jahren wurden einige Beiträge zur standarddeutschen Grammatik in der Schweiz und in Österreich geliefert, die weitere Variationsmöglichkeiten untersuchen. Sie bleiben jedoch auf ganz spezifische Phänomene beschränkt (für Österreich bspw. Sellner 2006). Einen breiteren Fokus hat der Aufsatz von Dürscheid und Hefli (2006), der sich der schweizerdeutschen Syntax widmet. Hier wird z. B. auf folgende Charakteristika aufmerksam gemacht:

- (10) Füllen des Vorfelds mit *bereits*: *Bereits liegt in den Alpen Schnee/In den Alpen liegt bereits Schnee*
- (11) subordinierte Sätze mit Verberststellung und ohne dass: *Gut, gibt's Karton/Gut, dass es Karton gibt*
- (12) Ellipse bei Korrelat-es im Vorfeld: *Kommt dazu, dass .../Es kommt dazu, dass ...*

Würde man den Blick auch auf die Variation in der gesprochenen Standardsprache ausweiten (sofern man denkt, dass es diese gibt), wäre die Liste gewiss noch erheblich zu erweitern.

3. Tote Winkel im Blickfeld der GrammatikforscherInnen – Fallbeispiele
Zu Illustrationszwecken beginne ich wieder mit Textbeispielen, die ich alle in geschriebener Form vorgefunden habe. Diese Beispiele mögen beim Rezipienten gewiss unterschiedliche Reaktionen in Bezug auf sprachliches Korrektheits- oder Stilempfinden auslösen – aber darauf kommt es nur am Rande an. Die grammatischen Phänomene, um die es mir geht, habe ich durch Unterstreichen und **Fettdruck** hervorgehoben: Es handelt sich um die *tun*-Fügung, Verlaufsformen mit *am* sowie ‚gespaltene‘ Pronominaladverbien und verwandte Konstruktionen; alle drei Konstruktionen sind im Deutschen übrigens klammerbildend (vgl. Ronneberger-Sibold 1993):

- (13)  (Bild-SMS von T-Mobile, <http://b2b.ucpag.com/t-mobile-at/pm/177/14.html> [25.11.2004])
(Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Kein Denkmal für Elser, in: DIE ZEIT 04.11.1999, S. 96)
- (14) Erneut setzt Elser's Mutter sich gegen die Unterstellungen zur Wehr: „Wir alle bedauern sehr, dass mein Sohn und unser Bruder nicht mehr am Leben sein soll, aber der Zeit nach hätte er ja schon kommen sollen, wenn er noch leben täte.“

- (15) Sie trug, obwohl die Sonne beinahe wieder am Untergehen war, ein Nachthemd [...]
(16) Vor allem im Osten greift das Schulsterben um sich. Der Grund: Die Geburtenzahlen sind seit mehr als zehn Jahren am Sinken, in den neuen Ländern verstärkt die Abwanderung noch den Schülerschwund.

- (17) Sechzig Jahre: „Da kann der Schröder sich eine Scheibe von abschneiden.“ So knurrte Schmidt einst öffentlich.
(18) „Aber jemandem dann den Lebensstandard weg zu nehmen, aus Geiz oder weil man sagt, das Geld ist nicht vorhanden, da halte ich nichts davon [...]“
(19) „Sein Weg“ heißt das 176-Seiten-Opus der Stern-Redakteure Rüdiger Eirth und Bernd Volland. Ein Porträt, keine Autobiografie: „Da bin ich einen Tick zu jung für“, meint der 29-Jährige.
(20) Die Firma produziert regelmäßig bis zur Ärglichkeit platte Unterhaltungsfilme für die ältere Zielgruppe.
Keiner der Anwesenden in dieser Runde kann da was dafür. Aber den Kopf hinhalten müssen jetzt alle. Am meisten natürlich Gudrun Landgrebe.

Im Folgenden möchte ich keine umfassende syntaktische Analyse dieser Phänomene vornehmen, sondern vielmehr den Blick darauf richten, wie ihr normativer Status und ihre regionale Verteilung in den Grammatiken und in der Forschung dargestellt werden.

3.1. Die *tun*-Fügung

Ich beginne mit den *tun*-Fügungen und der *am*-Konstruktion, wie sie in den Belegen (13) bis (16) zu sehen sind. Beide werden zu den „Tendenzen der Ausbreitung verbaler analytischer Sprachformen auf Kosten der synthetischen“ gezählt, die „über die Umgangssprache“ eindringen (Berner in Schmidt 2004, 180).

Von einer tendenziellen „Ausbreitung“ der *tun*-Fügungen sieht man in den Grammatiken allerdings recht wenig. Die *tun*-Fügungen werden in vielen Grammatiken erst gar nicht aufgeführt – selbst in der IDS-Grammatik (1997) nicht, die ja insbesondere gesprochene Sprache berücksichtigen will². Gefunden habe ich folgende Ausführungen zur *tun*-Fügung in Grammatiken:

Eisenberg (1998, S. 356, Aufg. 58):

„Kurzverben [...] haben im Deutschen verschiedene Funktion, z. B. als Hilfsverben (*sein, haben, werden, werden, teilweise tun*) [...]“

Harald Weinrich (2003, S. 282):

„Auch das Verb *tue* (nur dieses Pro-Verb!) kann mit einem Infinitiv zusammentreten, allerdings nur im mündlich-umgangssprachlichen Stilregister. [...] / *essen tust du nicht, trinken tust du nicht, was ist eigentlich mit dir los?* /“

Duden-Zweifelsfälle (2001, S. 835f.):

Die Verbindung von *tun* mit einem reinen Infinitiv in Sätzen wie *Sie tut gerade schreiben* oder *Er tut das schon erledigen* ist eine umgangssprachliche überflüssige Erweiterung des Prädikats. Sie gilt in der Standardsprache nicht als korrekt.

¹ Die Grammatiken, die ich herangezogen habe, sind die von Eisenberg, Weinrich, Engel, Hentschel/Weydt, Helbig/Buscha, die Syntax von Eroms, die Schulgrammatik von Heringer („Grammatik und Stil“), die Wahrig-Grammatik, die Duden-Grammatik sowie die schon erwähnte IDS-Grammatik. Benutzt habe ich auch den Band 9 der Duden-Reihe mit dem Titel „Richtiges und gutes Deutsch“, den sogenannten „Zweifelsfälle-Duden“.
² Hier vermisst man Hinweise auf die *tun*-Fügung vor allem im Kapitel „E4 3.3.3 Verbalkomplexe“. Die anderen durchgesehenen Grammatiken waren die Duden-Grammatik (1998), Hentschel/Weydt (2003), Wahrig-Grammatik (2002), Helbig/Buscha (2001).

Engel (1996, S. 476):

tun. Dieses Verb läßt sich mit dem Infinitiv beliebiger Verben verbinden, wenn es auf diese verweist. In dieser Verwendung hat *tun* keine erkennbare Bedeutung. Es dient lediglich der Hervorhebung des abhängigen Verbs, das in der *tun*-Konstruktion entweder an den Anfang oder das Ende tritt:

Schreiben tut sie so etwas nie.

Ich tute das gerne mal probieren.

(So hält der Haken sicher.) – Nein, halten tut er eben nicht.

In der Kindersprache, auch in der Alltagssprache vorwiegend Mittel- und Norddeutschlands, kann *tun* auch vor dem Infinitiv stehen:

Er tut ja immer noch essen.

Ich tu dich schon wieder gesundfüttern.

Die meisten Grammatiken erwähnen die *tun*-Fügung überhaupt nicht. Wo sie behandelt wird, gilt sie als redundant, als standardsprachlich nicht korrekt und „umgangssprachlich“ (Zweifelsfälle-Duden 2007, S. 892) – was immer „umgangssprachlich“ heißen soll: Ist damit das „mündlich-umgangssprachliche Stilregister“ gemeint, wie bei Harald Weinrich (2003, S. 282), oder eine regionale Umgangssprache? Wenn Letzteres, dann würde man aber doch gern wissen: die Umgangssprache welcher Region? Ganz so unkorrekt ist die *tun*-Fügung übrigens dann doch wieder nicht. Wie oben zu sehen ist, läßt Ulrich Engel – wie schon Johannes Erben (1980, Rd.nr. 198) – die Verbtopikalisierung oder emphatische Spitzenstellung mit *tun* als standardsprachlich zu¹, nur ergänzend findet sich dann aber auch eine stilistische und eine regionale Kennzeichnung, wenn *tun* vor dem Infinitiv steht.

Die *tun*-Fügung wird oft der Kindersprache und der informellen Sprache des Alltags zugeordnet, außerdem sei sie typisch für Mittel- und Norddeutschland. Nun wäre erstens anzumerken, dass ein häufiger Gebrauch der *tun*-Fügung nicht nur in der Kindersprache nachgewiesen ist, sondern auch etwa in der Kommunikation der Altenpflege (vgl. Sachweh 1999). Und zweitens deuten bisher alle Belege im AdA darauf hin, dass solche *tun*-Fügungen nicht im Norden und in der Mitte, sondern eher im Süden des Sprachgebiets gebräuchlich und akzeptiert sind – übrigens auch bei Akademikern und auch in formellen Gesprächssituationen, wie Johannes Schwitalla (2006, S. 127f.) bestätigt.

Für die weitere Betrachtung ist aber noch Folgendes von Interesse: Von der frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert war die *tun*-Fügung nachweislich in allen deutschsprachigen Regionen verbreitet – auch in der Literatursprache.² In

¹ Die Spitzenstellung kann übrigens als jüngste Funktion der *tun*-Fügung gelten; sie ist erst seit der Mitte des 18. Jhs. belegt (Fischer 2001, S. 140).

² S. Langer (2001). So kennen wir etwa Goethes „König in Thule“, dem die Augen beim Anblick des sinkenden Bechers *sinken taten*. Oder Annette von Droste-Hülshoffs Jüngling, den „hinter jedem Ohre ein Federkiel“, „wunderbar zieren“ „tät“. Vgl. Annette von Droste-

der Standardsprache norddeutscher Prägung ist diese Konstruktion jedoch heute verpönt. Nils Langer (2001) hat in seiner Dissertation nachgewiesen, dass die *tun*-Fügung im Laufe der neueren Sprachgeschichte immer mehr der Stigmatisierung anheim gefallen und dadurch aus der hohen Schriftsprache verdrängt worden ist – im Gegensatz etwa zu den englischen *do*-Konstruktionen. Das weitgehende Verschwinden der *tun*-Fügungen aus den Grammatiken ist im Deutschen somit nicht auf „regulären“, sondern „regulierten“ Sprachwandel zurückzuführen. Die *tun*-Form lebt freilich fort. Die Grammatikalisierung der Auxiliarfunktion von *tun* ist auf dem Weg zum Nhd. keineswegs „stecken geblieben“, wie Ludwig Eichinger meint (1998, S. 366), sondern hat sich – aus dem Gesichtskreis der Grammatiker und Stilisten der nhd. Schriftsprache verdrängt – in der Alltagssprache weiter vollzogen.

Von Interesse ist für die weitere Diskussion die Frage, welche Ausdrucksmöglichkeiten der Standardsprache durch die Unterdrückung dieser Konstruktion entgeht. Neben dem Gebrauch zur Umschreibung des Konj. II findet die *tun*-Fügung nämlich vor allem in zwei Funktionen Verwendung, die man der grammatischen Kategorie „Aspekt“ zuordnen kann: einmal dem progressiven Aspekt, mit dem der Verlauf eines Geschehens hervorgehoben wird (wie im Beispiel 21 aus einem Auswandererbrief), und einmal dem habituellen Aspekt, der das Gewohnheitsmäßige ausdrückt (wie in den Beispielen 22 und 23):

(21) jetzt *tun wir Treschen* [‘dreschen’] aber ganz anders wie dort
[Brief Josef Schabl, oobd., 13.08.1922]

(22) ihr werdet euch wohl nicht gedacht haben daß ich *Waschen* *thu* aber in Amerika darf man sich nicht schämen wenn man arbeitet
[Brief Anna Maria (Klinger-) Schano, wobd., Mitte 1850]

(23) Die Ofen die gefallen mir hier sehr gut. da *dud* Tante Maria ales auf *kochen*
[Brief Christina Look, ndfk., 1870-71]

Hilshoff: Gedichte [Ausgabe 1844], S. 246: „Das Eselein“. [Digitale Bibliothek Sonderband: Meisterwerke deutscher Dichter und Denker, S. 1410 (vgl. Droste-SW Bd. 1, S. 181)]

Im Gegensatz zum Rückgang anderer grammatischer Formen, wie z. B. dem der starken Verformen, ist das Verschwinden des *tun* nicht auf „natürliche“ sprachinterne Faktoren zurückzuführen. Im Gegenteil: Die Entwicklung des periphrastischen *tun* in den Dialekten und regionalen Umgangssprachen steht paradigmatisch für die „Ausweitung der analytischen grammatischen Formen“ im Deutschen – wie Wladimir Admoni (1977, S. 93) schrieb. Gerade die Tatsache, dass *tun*-Umschreibungen in der Sprache von und mit Kindern verwendet werden, spricht für die Unmarkiertheit, Natürlichkeit und qualitative Ökonomie dieser Konstruktion (so z. B. Eroms 1998, S. 141, und Fischer 2001, S. 147): Denn mit *tun*-Konstruktionen können ja Schwierigkeiten der Konjugation verschiedener Verbklassen umgangen und die Satzgliedstellung erleichtert werden.

3.2. Die *am*-Konstruktion

Die Rede vom ‚Aspekt‘ im Deutschen mag verwundern. Denn typologisch wird das Deutsche üblicherweise zu den Sprachen gezählt, die eine solche grammatische Kategorie nicht haben. In den letzten zwölf Jahren sind jedoch Forschungen zu einer Konstruktion im Deutschen erschienen, die das Bestehen einer Aspektkategorie auch im heutigen Deutschen nahelegen. Es geht dabei um den *am*-Progressiv (vgl. die Dissertationen von Reimann 1999, Krause 2002, Wahrig 2002, Weyrich 2003). Auch die Grammatiken (ausgenommen Engel 1996, geworden sowie auf den offenbar damit ausgedrückten progressiven Aspekt (vgl. Zifonun u. a. 1997, S. 1878, Hentschel / Weydt 2003, S. 44, Wellmann 2008, S. 245). Uneins sind sie sich über den normativen Status der Form. Zifonun u. a. (1997, S. 1880), Duden (2001, S. 63), Helbig / Buscha (2001, S. 80), Hentschel / Weydt (2003, S. 44) und Eisenberg (2004, Bd. I, S. 200) schreiben die Konstruktion der gesprochenen Sprache oder der Umgangssprache zu. In den Duden-Grammatiken (1998, S. 91 und 2005, S. 434; 2009, S. 427) wird die *am*-Konstruktion als standarddeutsch geführt, im Zweifelsfälle-Duden (2007, S. 62) ist man sich nicht ganz sicher.

Die oben erwähnten Arbeiten lassen keinen Zweifel daran, dass es sich bei der Form mittlerweile um eine „Gebrauchsnorm“ (Eisenberg 2007) im (geschriebenen) Standarddeutschen handelt. Was die regionale Verteilung und den Status als Varietät angeht, sind sich die drei Arbeiten einig, dass der *am*-Progressiv sicherlich nicht auf die westlichen nicht-standardsprachlichen Varietäten Deutschlands beschränkt ist, wie es noch im Zweifelsfälle-Duden von 2001 (S. 63, „landschaftliche Umgangssprache (vor allem im Rheinland und Westfalen)“ und bei Eisenberg (2004, Bd. I, S. 200, „bestimmte Varietäten des Gesprochenen (Ruhrgebietsdeutsch)“) steht. Helbig/Buscha (2001, S. 80) und die Duden-Grammatik (1998, S. 91 und 2005, S. 434; 2009, S. 427) erklären die Konstruktion damit völlig zu Recht zu einer weit verbreiteten grammatischen Form der gesprochenen Sprache. Die Behauptung, sie sei generell in allen deutschsprachigen Gebieten als Standard akzeptiert, geht aber wohl zu weit. Das nämlich zeigt ein Blick sowohl auf die Geschichte dieser Konstruktion als auch auf die heutige regionale Verbreitung. Geschichtlich betrachtet verbreitete sich die *am*-Konstruktion wohl zum einen vom Nordwesten Deutschlands aus (Elspaß 2005a, S. 269f.), wo ihr Aufkommen sicherlich über den Sprachkontakt mit dem Niederländischen und Niederdeutschen zu erklären ist (vgl. niederl. *aan 't + INF + zjn*, nd. *an 't + INF + sien/wesen*), zum anderen vom Deutschen in der Schweiz aus (Van Pottelberge 2004, S. 220f.). Zwei Karten des AdA (2003ff.) können die tatsächlichen Verbreitung bzw. Ausbreitung dieser

Konstruktion zeigen:¹ Die Karte zur ‚einfachen‘ Verlaufsform – gefragt war nach der örtlichen Gebrauchshäufigkeit eines Satzes wie „Die *ist* noch *am Schlafen* – kann sie dich später anrufen?“ – offenbart, dass diese Konstruktion inzwischen mehr oder weniger im gesamten deutschsprachigen Gebiet gebräuchlich ist, besonders im gesamten Westen, im Nordwesten, aber auch im Südwesten und der Schweiz. Wir haben auch noch nach einem zweiten Satz gefragt, in dem die *am*-Konstruktion um ein Objekt zum substantivierten Infinitiv erweitert ist, also gewissermaßen eine Satzklammer bildet (Van Pottelberge 2004, S. 334).² „Geh du ans Telefon, ich *bin* gerade die Uhr *am Reparieren*.“ Die entsprechende Karte weist ein deutlich kleineres ‚Kerngebiet‘ aus, das im Westen von der Schweiz über den Rheingraben und vor allem über das Rheinland bis nach Westfalen reicht. Diese beiden Karten zusammengelesen erlauben uns, etwas über den Weg der Verbreitung in der jüngsten Zeit auszusagen: Die *am*-Konstruktion breitet sich offensichtlich allmählich von Westen nach Osten aus.

Warum könnte die regionale Herkunft und Verbreitung, über die die Grammatiken ja offensichtlich noch „vielfach im Dunkeln tappen“ (Van Pottelberge 2004, S. 215), wichtig sein? Wir haben es hier mit einem aktuellen Fall von Sprachwandel zu tun, der sich vor unseren Augen und Ohren abspielt. Neuerung und Verbreitung haben unmittelbar etwas miteinander zu tun (ebd., S. 335):

- Wenn sich herausstellt, dass sich die *am*-Konstruktion zu einer grammatikalisierten Progressivform ausgebildet hat, „dann müßte – wie im Englischen [*progressive form*] die Kategorisierung Aspekt systematisch berücksichtigt werden“ (Glück 2001, S. 83; vgl. auch Lehmann 1991, S. 513).
- Bei der Ausbreitung der *am*-Konstruktion handelt es sich um eine klaren Sprachwandel ‚von unten‘, also „unterhalb der Ebene sozialer Bewußtheit“ (Labov 1975, S. 328), und eine Entwicklung unterhalb der Oberfläche standardsprachlicher Schriftlichkeit.
- Die Richtung der Ausbreitung ist dabei keineswegs zufällig. Es handelt sich nämlich wie erwähnt um ein kontaktinduziertes Phänomen: Ähnliche Konstruktionen gibt außer im Niederländischen (vgl. oben) auch im Friesischen und Dänischen³, sie gehören da z.T. zum Standard.⁴ Allerdings gab es die *am*-Konstruktion eben auch schon in der Schweiz – und den Rhein herauf bis an dessen Oberlauf reicht etwa der Einfluss des Niederländischen nun doch nicht. Es könnte sich also um eine so genannte ‚polygenetische‘ Entstehung handeln, d. h. dass sich die *am*-Konstruktion von mehreren

¹ Vgl. http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrtstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_2/f18a-b/ (19.4.2011).

² Kloss (1999, S. 137) meint noch, diese Form sei „ungrammatisch“.

³ Mit *aan 't + doen + zijn* bzw. *vereem ved â / at*.

⁴ Vgl. Ebert (1996, S. 51ff.) und Glück (2001, S. 90, nach Fabricius-Hansen).

Regionen aus verbreitet hat¹. Und dass darunter die Schweiz ist, ließe zumindest an den Einfluss des Kontakts mit den benachbarten romanischen Sprachen denken, die – wie das französische *être en train de faire qch* – ähnliche Formen aufweisen.

In einem Punkt kann ich Van Pottelberge (2004, S. 337) nicht zustimmen, nämlich dass es in der Sprachgeschichte des Deutschen² keine anderen progressiven Verbformen gegeben habe. Es sei erstmals an Beispielsätze in den Grammatiken wie *Er tut ja immer noch essen* erinnert. Zweitens sei auf einige Antworten in den AdA-Umfragen hingewiesen, bei denen die Gewährleute als Synonym für die abgefragten Sätze eine *tun*-Fügung eintrugen – also: *Ich tu gerade reparieren*. Diese Antwortmöglichkeit war nicht vorgegeben. Das ist ein deutliches Indiz dafür, dass auch heute noch Fügungen mit dem Hilfsverb *tun* ebenfalls zum Ausdruck des progressiven Aspekts verwendet werden – eine etwa noch im Frühneuhochdeutschen verbreitete Funktion der *tun*-Fügungen (vgl. Reichmann/Wegera 1993, S. 395, S. 404f.; Langer 2001, S. 47ff.). Dazu passt auch, dass in den Belegen von Schwitalla (2006, S. 133ff.) *tun* in habitueller Funktion heute sehr viel häufiger begegnet als in progressiver Funktion.

Meine Hypothese lautet: Durch die *am*-Konstruktion wurde – ausgehend von regionalen Umgangssprachen und der alltagssprachlichen Domäne – im jüngeren Nhd. allmählich etwas wiederhergestellt, was durch die Stigmatisierung der *tun*-Fügung in vielen Gebieten hochsprachlich zurückgedrängt worden war, nämlich ein grammatischer Ausdruck des progressiven Aspekts³. Sicherlich war und ist die *am*-Konstruktion in neuester Zeit ebenfalls Stigmatisierungen unterworfen. Allerdings ist sie gewissermaßen zu 'jung', als dass ihre Verwendung schon früh ins Visier präskriptiver Grammatiker hätte geraten können⁴.

Wenn sich diese Hypothese bestätigen sollte, würde mit der Entwicklung von *tun*-Fügung und *am*-Konstruktion eine Art Grammatikalisierungszyklus

¹ So ist es nach den Untersuchungen von Van Pottelberge (2004, S. 319), offenbar auch im Niederländischen gewesen.

² Van Pottelberge spricht hier vom Mittelhochdeutschen.

³ Allerdings beschränkt sich diese Kategorie ja nicht auf den progressiven Aspekt, der mit Blick auf die englische *progressive form* in den Vordergrund gerückt wird. Zu erwägen ist schließlich auch ein habitueller Aspekt, der nach der Untersuchung von Olaf Krause (1997, S. 73) „im Deutschen recht häufig vorkommt“.

⁴ Dazu ein letztes Indiz: In einer kleinen Schrift über „Niederrheinischen Provinzialismen“, die der Aachener Gymnasiallehrer Joseph Müller 1830 veröffentlichte, wird zwar eine andere syntaktische Progressiv-Form, nämlich Formulierungen des Typs *wir sitzen schon lange auf dich zu warten* genannt, auffälligerweise aber nicht die *am*-Konstruktion. Dazu sei gesagt: Regional sind Konstruktionen mit *sitzen, stehen, liegen* und anderen Verben jedoch verbreitet. Ich denke, dass sie ähnlich wie die *tun*-Fügung wegen der frühen Stigmatisierung im Deutschen (dafür spricht ja auch schon die Kennzeichnung als „Provinzialismus“) keine Verbreitung gefunden hat.

vorliegen (Diewald 1997, S. 105, S. 109), der nicht durch sprachinterne Verwerfungen, Asymmetrien oder Ähnlichem verursacht wurde, sondern rein soziolinguistisch begründet ist: Auslösender Faktor wäre ein nachweisbarer Einfluss von außen – genauer: von oben –, nämlich die Stigmatisierung der *tun*-Fügung in der neueren Sprachgeschichte.

3.3. Diskontinuierliche Pronominaladverbien und verwandte Konstruktionen

Warum nun „toter Winkel“? Bisher habe ich ja nur gezeigt, dass die regionalen Markierungen oft nur unzureichend bzw. völlig falsch sind. Ich hatte ursprünglich vom ‚blinden Fleck‘ der Grammatiker reden wollen. Mit dem ‚blinden Fleck‘ bezeichnet man in der Sozialpsychologie aber die Teile des Selbst oder Ichs, die von einer Persönlichkeit nicht wahrgenommen werden. Das würde eher solche Fälle betreffen wie den der Verwendung von *weil* + V2, von der manche glauben, dass sie ihnen nie ‚passieren‘ würde – bis man ihnen Aufnahmen vorspielt, wo sie es dann doch tun. Und auch das gibt es: Ich kenne Kollegen aus dem Nordwesten, die energisch abstreiten würden, dass sie die für den Nordwesten typische Perfekt- und Plusquamperfekt-Formen mit *angefangen* oder *begonnen* mit *sein* – oder auch den *am*-Progressiv nie gebrauchen würden.

Häufiger liegen regionale Varianten jedoch im „toten Winkel“ der Betrachtungsweisen von Grammatikern, d. h. dass es Räume gibt, die sie trotz Hilfsmittel (z. B. anderer Grammatiken) nicht einzusehen in der Lage sind, und deshalb sehen sie nicht, was sich dort abspielt. Kann es also nicht einfach sein, dass auch Grammatiker auf Grund ihres beschränkten Gesichtskreises verschiedene Standardvarianten nicht wahrnehmen?

Mein letztes Beispiel weist besonders deutlich in diese Richtung: Es geht um gesplante Pronominaladverbien (*Da halte ich nichts von!*) und Verdoppelungskonstruktionen (*Da halte ich nichts davon!*). In der Geschichte der deutschen Sprache sind Spaltungskonstruktionen auf jeden Fall belegt (Fleischer 2008, Negele 2010a, S. 123–144), und sie sind darüber hinaus in den heutigen Dialekten des nordwestlichen deutschen Sprachgebiets erhalten. Es ist umstritten, ob es sich dabei um einen Fall von *preposition stranding* im Deutschen handelt (Fleischer 2002b, S. 117–120, Negele 2010a, S. 158–163). Verdoppelungskonstruktionen existieren in einer langen (*da ... davon*) und einer kurzen (*da davon ...*) Form.

Diese Konstruktionen drängen offenbar derzeit in die Standardsprache. Durch den Rückgang des Dialektgebrauchs treten diese Formen nun auch in einem standardsprachlichen Kontext auf – dazu später noch. Zunächst zur regionalen Verteilung: Da es wie erwähnt kein Korpus zur regionalen grammatischen Standardvariation gibt, auch hier zwei exemplarische Karten aus dem AdA, nämlich einmal die zum Gebrauch von *davon* (in dem Satz: *Davon*

halte ich nichts) und *daran* (im Satz: *Daran habe ich nicht gedacht*) mit den entsprechenden Varianten:¹

Die areale Verteilung der Varianten ist insgesamt äquivalent zu den Dialektkarten bei Fleischer (2002a), weist allerdings einen auffälligen Unterschied auf: Die entsprechenden Karten bei Fleischer (2002a, Anhang Karten 1-4) und die AdA-Karte für *davon* zeigen zwar eine Präferenz der Spaltungskonstruktion im Norden (*da halte ich nichts von*) bzw. der Verdoppelungskonstruktion im Süden (*da halte ich nichts davon*), allerdings weist die Spaltungskonstruktion im AdA im Vergleich mit den Dialektkarten eine größere Verbreitung nach Süden (bis zum Main) aus. Die *daran*-Karte offenbart, dass sich die Verdoppelungskonstruktion (*da habe ich nicht dran gedacht*) ebenfalls ausgebreitet hat; sie bedeckt nun fast das gesamte Gebiet der deutschsprachigen Länder (vgl. dazu Fleischer 2002a, Anhang Karten 4 und 7).

Die Grammatiken ignorieren solcherlei Konstruktionen dennoch entweder völlig² oder markieren sie als Umgangssprachlich oder nicht-standardsprachlich.³ Falls sie doch erwähnt werden, bleibt meist nicht klar, ob z.B. die Spaltungskonstruktion nun eine norddeutsche (so IDS-Grammatik 1997, S. 2085, und Duden-Zweifelfälle 2007, S. 739) oder eine nordwestdeutsche Eigenheit (so Eroms 2000, S. 136) ist – wobei nicht klar gemacht wird, wo denn „Nord-“ und „Nordwestdeutschland“ genau liegen sollen. In der Wahrig-Grammatik (2002, S. 301) wird bemerkenswerterweise neben der Spaltungskonstruktion die kurze Verdoppelungsform (*Da dafür kriegst du nichts! Da damit kannst du nichts anfangen! Da dagegen müsst ihr etwas tun!*) angesprochen – bzw. als „falsch“ deklariert. Man kann mit Blick auf die Verbreitungskarten nur spekulieren, warum der Kollege, der das entsprechende Kapitel verfasst hat, diese Varianten besonders hervorgehoben hat: Diese Variante taucht fast ausschließlich im mitteldeutschen Sprachraum auf – und dort hat sich der Kollege ausweislich seines Lebenslaufs in seinem Studium und seinem Berufsleben vorwiegend aufgehalten.

Die Entstehungsweise und Distribution von Spaltungs- und Verdoppelungskonstruktionen, so sie denn in den Grammatiken behandelt werden, ist darüber hinaus unklar. Nehmen wir die Erklärung, die Peter Eisenberg in seiner Grammatik anführt (1999, S. 195): Er geht von einer komplementären Verteilung der Konstruktionen aus, die wiederum von den phonologischen Strukturen der Präpositionen abhängt:

- Spaltungskonstruktionen fänden sich immer dann, wenn die Präposition mit einem Konsonanten beginnt,

- Verdoppelungskonstruktionen träten dagegen immer dann auf, wenn die Präposition mit einem Vokal beginnt.

Eisenberg beruft sich auf einen Aufsatz von Oppenrieder (1991), der hier einen „Filter“ ansetzen will, welcher diese komplementäre Verteilung („in den Stranding-Dialekten“, S. 162) genau regele. Nur darauf beruht die Annahme, dass die Spaltungskonstruktion durch Tilgung des pronominalen Teils aus der Verdoppelungskonstruktion hervorgegangen sei – wogegen übrigens schon die sprachhistorische Evidenz spricht (vgl. Negele 2010a, b). Schaut man sich nun die beiden Karten zu *davon* und *daran* an, so stellt man fest, dass eine solche komplementäre Verteilung für den überwiegenden Teil des Südens überhaupt nicht zutrifft, da es dort ja selbst bei konsonantisch anlautenden Präpositionen keine Spaltungskonstruktionen gibt. Und selbst im restlichen Sprachgebiet gilt die komplementäre Verteilung nicht überall; so kommt im hohen Norden der Spaltungstyp auch bei vokalisch anlautenden Präpositionen vor, also: *Da hab(e) ich nicht an gedacht*. Wahrscheinlich müsste man noch weitere einschränken: Wir haben im AdA-Projekt natürlich nicht verschiedene Kontexte und Betonungsverhältnisse abfragen können. Für Dialekte im Übergangsgebiet zwischen dem Norden und dem Süden ist zumindest belegt, dass selbst bei konsonantisch anlautenden Präpositionen mal die Spaltungs- und mal die Verdoppelungskonstruktion auftreten kann – je nachdem, ob man das pronominale Element *da*-betont oder nicht (Fleischer 2002a, S. 390f.). Jürg Fleischer (ebd., S. 388) weist darüber hinaus nach, dass es basisdialektale Systeme mit der von Oppenrieder angenommen komplementären Verteilung gar nicht gibt.

Abschließend bleibt noch die Frage nach einer möglichen Standardisierung. Dazu müsste man sich anschauen, ob und in welchen standardsprachlichen Kontexten diese Formen auftreten. Ergänzend zu den Belegen (17) bis (20) seien hier noch zwei weitere aufgeführt:

(24) *Ein Wahlrecht mit 16? Da halte ich nichts davon!* (Online-Ausgabe der Zeitung „Die Oberpfalz“, März 2008, Transkript von Interviews einer Meinungsumfrage, <http://www.dieoberpfalz.de/schwandorf/wahlumfrage-2008-kk.html> [24. April 2010])

(25) *Da darf man gar nicht drüber nachdenken* (Überschrift in der Osnabrücker Zeitung, 03.06.2003)

Offenbar werden diese Konstruktionen immer mehr zu einer Gebrauchsnorm, verursacht durch die Verschriftlichung mündlicher Äußerungen. Das wäre keineswegs ungewöhnlich. In einer Vergleichsstudie zur Zeitungssprache von 1965, 1982 und 2001/02 fand Betz (2006) heraus, dass einige syntaktische Konstruktionen, die als ‚typisch‘ für das gesprochene Deutsch gelten (z. B. *weil*

¹ S. http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrtstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_2/f21a-c/ (19.4.2011).

² Engel (1996), Duden (1998), Helbig/Busch (2001), Hentschel/Weydt (2003), Wellmann (2008).

³ Duden (2005, S. 587); Duden (2009, S. 581); explizit nicht-standardsprachlich: Zifonun u.a. (1997, S. 2085); Duden (2001, S. 695); Wahrig (2002, S. 301), Duden (2005, S. 886, S. 897); Duden (2007, S. 739), Duden (2009, S. 872, S. 883).

+ Verbzweitstellung), besonders oder ausschließlich in den jüngsten Texten vorkamen (vgl. auch Schwitalla 2008).

Wie kommt es, dass sprachliche Formen wie die Spaltungskonstruktion nach und nach wieder in standardsprachlichen Kontexten auftreten? Immerhin werden sie nicht erst in der Gegenwart – wie etwa in der Wärrig-Grammatik (2002, S. 301) – als falsch stigmatisiert; vielmehr setzte die normative Diskriminierung nachweislich bereits vor zweieinhalb Jahrhunderten ein (vgl. Elspaß 2005b, S. 39f.). Man kann auch umgekehrt fragen, warum sich die „Standardvarianten“ (*davon, daran* etc.) nicht auch in anderen Varietäten längst durchgesetzt haben? Wie für andere über Generationen hinweg als „nicht korrekt“ bewertete Varianten (bspw. *wie* nach Komparativ, vgl. Elspaß 2005b, S. 35f.) erscheint eine Erklärung mit Blick auf deren funktionale Eigenschaften plausibel. Die Spaltungskonstruktion und die lange Verdoppelungskonstruktion haben einen klaren Vorteil bei der Satzplanung: Das anaphorische PRO-Element steht normalerweise am Beginn einer Äußerung, wohingegen die Präposition bzw. das eigentliche Präpositionaladverb (falls eine Verdoppelung vorliegt) dazu tendiert, in der Nähe des Glieds zu stehen, zu dem es die Ergänzung darstellt. Das wird besonders deutlich in den Beispielsätzen (17), (19) und (27).

4. Schlussfolgerungen

Der Rückzug der Dialekte und Regiolekte in deutschsprachigen Gebieten hat offensichtlich innerhalb des Standarddeutschen zu einer verstärkten Variation auch in der Standardvarietät geführt, so dass heute auch Formen zunehmend als standardsprachlich bewertet werden, die noch ein paar Jahrzehnte zuvor klar zum Non-Standard gerechnet wurden. Auf diese Entwicklungen hat nicht zuletzt die moderne Variationslinguistik hingewiesen. Die Korpuslinguistik hat mit dieser Entwicklung allerdings bisher nicht Schritt gehalten, etwa dadurch, dass sie ein adäquates Korpus zur regionalen Variation in der Standardgrammatik erstellt hätte. Das Fehlen einer solchen empirischen Grundlage wird besonders bei einem Blick in die gegenwärtigen Grammatiken zum Standarddeutschen, die sich auf vorhandene Korpora stützen, offensichtlich. Das hat mit Blick auf die areale Variation in der Grammatik des Standarddeutschen verschiedene Konsequenzen:

– Regional verbreitete grammatische Varianten im Deutschen werden von den Grammatiken zu einem großen Teil überhaupt nicht erfasst. Ob ein Phänomen überhaupt Eingang in die Grammatiken findet, scheint manchmal abzuhängen von den persönlichen Interessen der Grammatikschreiber oder von der Aufmerksamkeit, die eine bestimmte grammatische Konstruktion gerade in der Grammatikforschung genießt. Wie im Falle der kurzen Verdoppelungskonstruktion bei Präpositionaladverbien angedeutet, kann das, was Grammatikforscher an Varianten in ihrem Blickfeld haben, auch mit

dem biographischen Hintergrund der Grammatikschreiber zusammenhängen.¹

– Die Kennzeichnungen der regionalen Verbreitung in den Grammatiken treffen in vielen Fällen nicht die Sprachwirklichkeit. Meist verlieren sie sich in nebulösen Angaben wie „regional“, „umgangssprachlich“ oder „landschaftlich“. Oder sie geben mehr oder weniger Impressionen der GrammatikschreiberInnen wieder. Angaben zur regionalen Verbreitung sind allerdings keineswegs nebensächlich: Sie sind wichtig für die Benutzer der Grammatiken, die wissen wollen, ob eine bestimmte Variante in der jeweiligen großregionalen Ausprägung des Hochdeutschen gebräuchlich ist. Und schließlich kann die Verbreitung einer grammatischen Form äußerst wichtige Informationen über deren Grammatikalisierungsstand liefern – und damit letztlich auch darüber, ob sie überregional als standardsprachlich einzustufen ist oder nicht.

– Selbst wenn Varianten, die als „nicht-standardsprachlich“ beurteilt werden, in den Grammatiken – mit oder ohne Sternchen – auftauchen, fällt auf, dass dies in erster Linie Varianten sind, die im Norden oder in der Mitte des Sprachgebiets Verbreitung gefunden haben. Originär südliche Varianten werden dagegen kaum aufgeführt – auch wenn sie inzwischen allgemein üblich sind. Vor allem der südliche Sprachraum mit seinen grammatischen Varianten wird von den Standardgrammatiken weitgehend vernachlässigt. Oder es werden südliche Varianten als etwas Abweichendes oder gar Exotisches dargestellt. Hier gibt es offensichtlich einen „toten Winkel“ in der Grammatikographie – das entsprechende Muster kennt man bereits von Aussprache-Wörterbüchern (vgl. König 2000).

Literatur

Grammatiken, Sprachlehren und Wörterbücher:

Duden. 1984. *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 4., völlig neu bearb. u. erw. Aufl., hrsg. u. bearb. von G. Drosdowski [et al.]. Mannheim, Wien / Zürich: Bibliographisches Institut.

¹ Man könnte noch weiter gehen: Ein Blick in das Linguisten-Handbuch (Kürschner 1994) zeigt, dass der Großteil der AutorInnen der heute gängigen Grammatiken im Norden und dem mitteldeutschen Sprachraum aufgewachsen bzw. dort vorwiegend tätig waren oder noch sind (u. a. Buscha, Eisenberg, Erben, Götz, Helbig, Hoffmann, Weydt, Zifonun). Das hat in der Grammatikschreibung durchaus Tradition: Schon die maßgeblichen Grammatiker des 17. bis 19. Jahrhunderts stammten aus dieser Hälfte des Sprachgebiets: Genannt seien nur Ratke, Gueintz, Schottel, Gottsched, Adelung, Becker oder Wilmanns.

- Duden. 1998. *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 6., neu bearb. Aufl. von P. Eisenberg [et al.]. Mannheim, Leipzig, Wien / Zürich: Dudenverlag.
- Duden. 2001. *Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. Hrsg. von der Dudenredaktion. 5., neu bearb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien / Zürich: Dudenverlag.
- Duden. 2005. *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 7., völlig neu erarb. u. erw. Aufl. von P. Eisenberg [et al.]. Mannheim, Leipzig, Wien / Zürich: Dudenverlag.
- Duden. 2001. *Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. Hrsg. von der Dudenredaktion. 5., neu bearb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien / Zürich: Dudenverlag.
- Duden. 2007. *Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. Hrsg. von der Dudenredaktion. 6., neu bearb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien / Zürich: Dudenverlag.
- Duden. 2009. *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 8., überarb. Aufl. von Peter Eisenberg [et al.]. Mannheim, Leipzig, Wien / Zürich: Dudenverlag.
- Eisenberg, Peter. 1998/99. *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 1 (1998): *Das Wort*. Bd. 2 (1999): *Der Satz*. Stuttgart: Metzler.
- Eisenberg, Peter. 2004. *Grundriß der deutschen Grammatik*. Bd. 1: *Das Wort*. Bd. 2: *Der Satz*. Stuttgart: Metzler.
- Engel, Ulrich. 1996. *Deutsche Grammatik*. 3., korr. Aufl. Heidelberg: Groos.
- Erben, Johannes. 1980. *Deutsche Grammatik. Ein Abriss*. 12. Aufl. München: Hueber.
- Eroms, Hans-Werner. 2000. *Syntax der deutschen Sprache*. Berlin / New York: de Gruyter.
- Helbig, Gerhard / Joachim Buscha. 2001. *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht* [Neubearbeitung]. Berlin u. a.: Langenscheidt.
- Heitschel, Elke / Harald Weydt. 2003. *Handbuch der deutschen Grammatik*. 3., völlig neu bearb. Aufl. Berlin / New York: de Gruyter.
- Lühr, Rosemarie. 2000. *Neuhochdeutsch. Eine Einführung in die Sprachwissenschaft*. 6., durchges. Aufl. München: Fink.
- Wahrig-Grammatik. 2002 = Götte, Lutz / Ernest W. B. Hess-Lüttich: *Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch*. 3., vollständig neu bearb. u. aktual. Aufl. Gütersloh, München: Wissen Media.
- Weinrich, Harald. 2003. *Textgrammatik der deutschen Sprache*. 2., rev. Aufl. Hildesheim, Zürich / New York: Olms.
- Wellmann, Hans. 2008. *Deutsche Grammatik. Laut. Wort. Satz. Text*. Heidelberg: Winter.
- Zifonun, Gisela / Ludger Hoffmann / Bruno Strecker et al. 1997. *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin: de Gruyter.

Sonstige Literatur

- AdA 2003ff. = Elspaß, Stephan / Robert Möller. 2003ff. *Atlas zur deutschen Alltagssprache*. [www.phil.uni-augsburg.de/alltagssprache]
- Betz, Ruth. 2006. *Gesprochensprachliche Elemente in deutschsprachigen Zeitungen*. Radolfzell am Bodensee: Verlag für Gesprächsforschung. <http://www.verlaggesprachsforschung.de/2006/betz.htm> (24. April 2010).
- Diewald, Gabriele. 1997. *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*. (Reihe germanistische Arbeitshefte Bd. 36). Tübingen: Niemeyer.
- Dürscheid, Christa / Inga Hefti. 2006. Syntaktische Merkmale des Schweizer Standarddeutsch. Theoretische und empirische Aspekte. In: *Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik* hrsg. von C. Dürscheid / M. Businger. Tübingen: Narr. S. 131-161.
- Dürscheid, Christa/Stephan Elspaß/Arne Ziegler. 2011. Grammatische Variabilität im Gebrauchsstandard: das Projekt „Variantengrammatik des Standarddeutschen“. In: *Grammatik und Korpora 2009/Grammar & Corpora 2009*, hrsg. von M. Konopka / J. Kubecek / C. Mair / F. Šticha / U.H. Waßner. Tübingen: Narr, 123-140.
- Ebert, Karin H. 1996. Progressive Aspect in German and Dutch. *Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis* 1, S. 41-62.
- Eisenberg, Peter. 2007. Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3/07. S. 209-228.
- Elspaß, Stephan. 2005a. *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Elspaß, Stephan. 2005b. Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte, von unten. In: *Standardvariation: Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache?* hrsg. von L. M. Eichinger / W. Kallmeyer. Berlin, New York: de Gruyter. S. 63-99.
- Eroms, Hans-Werner 1998. Periphrastic *tun* in present-day Bavarian and other German dialects. In: *Do in English, Dutch and German: history and present-day variation* hrsg. von I. Tieken-Boon van Ostade / M. van der Wal / A. van Leuvensteijn. Münster: Nodus. S. 139-167.
- Fischer, Annette 2001. Diachronie und Synchronie von auxiliärem *tun* im Deutschen. In: *Zur Verbmorphologie germanischer Sprachen* hrsg. von S. Watts / J. West / H.-J. Solms. Tübingen: Niemeyer, S. 137-154.
- Fleischer, Jürg. 2002a. *Die Syntax von Pronominaladverbien in den Dialekten des Deutschen. Eine Untersuchung zu Preposition Stranding und verwandten Phänomenen*. Stuttgart: Steiner.
- Fleischer, Jürg. 2002b. Preposition Stranding in German Dialects. In: *Syntactic Microvariation* hrsg. von S. Barbiers, / L. Corrijs / S. van der Kleij.

- Amsterdam: Meertens Institute. S. 116-151.
www.meertens.knaw.nl/books/symmic/pdf/fleischer.pdf (24 April 2010)
- Fleischer, Jürg. 2008. Die Syntax von Pronominaladverbien in der Sprachgeschichte des Deutschen: eine vorläufige Bestandsaufnahme. In: *Die Formen der Wiederaufnahme im älteren Deutsch: Akten zum Internationalen Kongress an der Université Paris Sorbonne (Paris IV), 8. bis 10. Juni 2006* hrsg. von Y. Desportes / F. Simmler / C. Wich-Reif. Berlin: Weidler. S. 199-235.
- Glück, Helmut. 2001. Die Verlaufsform in den germanischen Sprachen, besonders im Deutschen. In: *Valenztheorie – Einsichten und Ausblicke* hrsg. von W. Thielemann / K. Welke. Münster: Nodus. S. 81-96.
- Götz, Ursula. 1995. Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 20, S. 222-238.
- Kappel, Péter. 2007. Überlegungen zur diatopischen Variation in der gesprochenen Sprache. In: *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache* hrsg. von V. Agel / M. Hennig. Tübingen: Niemeyer. S. 215-244.
- Klosa, Annette. 1999. Zur Verlaufsform im Deutschen. In: *Sprachspiegel* 55, S. 136-141.
- Koller, Werner. 1999. Nationale Sprach(en)kultur der Schweiz und die Frage der 'nationalen Varietäten des Deutschen'. In: *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte* hrsg. von A. Gardt / U. Haß-Zumkehr / T. Roelcke. Berlin / New York: de Gruyter. S. 133-170.
- König, Werner. 1989. *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. Bd. I: Text. Bd. II: Tabellen und Karten. Ismaning: Hueber.
- König, Werner. 2000. Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: Zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte* hrsg. von A. Häcki Buhofer. Tübingen / Basel: Francke. S. 87-98.
- Krause, Olaf. 1997. Progressiv-Konstruktionen im Deutschen im Vergleich mit dem Niederländischen, Englischen und Italienischen. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 50, S. 48-82.
- Krause, Olaf. 2002. *Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung im Kontrast mit Niederländisch und Englisch*. Tübingen: Niemeyer.
- Kürschner, Wilfried. 1994. *Linguisten-Handbuch. Biographische und bibliographische Daten deutschsprachiger Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler der Gegenwart*. 2 Bde. Tübingen: Narr.
- Labov, William. 1975. Zum Mechanismus des Sprachwandels. In: *Sprachwandel. Reader zur diachr. Sprachwissenschaft* hrsg. von D. Cherubim. Berlin / New York: de Gruyter. 305-334.
- Langer, Nils. 2001. *Linguistic Purism in Action. How auxiliary tun was stigmatized in Early New High German*. Berlin / New York: de Gruyter.
- Lehmann, Christian. 1991. Grammaticalization and related changes in contemporary German. *Approaches to Grammaticalization. Vol. II: Focus on types of grammatical markers* hrsg. von E. Traugott / B. Heine. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins. S. 493-535.
- Oppenrieder, Wilhelm. 1991. Preposition Stranding im Deutschen? Da will ich nichts von hören! *Strukturen und Merkmale syntaktischer Kategorien*. hrsg. von G. Fanselow / S. Felix. Tübingen: Narr. S. 159-173.
- Milroy, James / Lesley Milroy. 1985. *Authority in Language. Investigating Language Prescription and Standardisation*. London / New York: Routledge / Kegan Paul.
- Negele, Michaela. 2010a. *Variante der Pronominaladverbien im Neuhochdeutschen – Grammatische und soziolinguistische Untersuchungen*. Diss. Augsburg.
- Negele, Michaela. 2010b. "Diskontinuierliche Pronominaladverbien in der Alltagssprache des jüngeren Neuhochdeutschen – Standard oder Substandard?". *Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven* hrsg. von A. Ziegler / C. Braun. Berlin / New York: de Gruyter. S. 1063-1081.
- Polenz, Peter von. 1999. *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin / New York: de Gruyter.
- Reichmann, Oskar / Klaus-Peter Wegera (Hrsg.). 1993. *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer.
- Reiffenstein, Ingo. 2001. Das Problem der nationalen Varietäten. Rezensionssatz zu Ulrich Ammon: "Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten". Berlin / New York 1995. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 120, S. 78-89.
- Reimann, Ariane. 1999. *Die Verlaufsform im Deutschen. Entwickelt das Deutsche eine Aspektkorrelation?* Diss. Bamberg. [Mikrofiche].
- Ronneberger-Sibold, Elke. 1993. Funktionale Betrachtungen zur Diskontinuität und Klammerbildung im Deutschen. In: *Sprachwandel und seine Prinzipien. Beiträge zum 8. Essener Kolloquium über „Sprachwandel und seine Prinzipien“ vom 19.10.-21.10.1990 an der Ruhruniversität Bochum*. hrsg. von N. Boretzky. Bochum: Brockmeyer. S. 206-236.
- Sachweh, Svenja. 1999. "Schätze hirsitze!" *Kommunikation in der Altenpflege*. Frankfurt am Main u. a.: Lang.
- Scharloth, Joachim. 2005. Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 33-2. 236-267.
- Scheuringer, Hermann. 1997. Sprachvarietäten in Österreich. In: *Varietäten des Deutschen* hrsg. von G. Stickel. Berlin / New York: de Gruyter. S. 332-345.

- Schwitalla, Johannes. 2006. Kommunikative Funktionen von *tun* als Hilfsverb. In: *Konstruktionen in der Interaktion* hrsg. von S. Günthner / W. Imo. Berlin, New York: de Gruyter. S. 127-151.
- Schwitalla, Johannes. 2008. Sprachwandel durch gesprochene Sprache in öffentlichen Texten nach 1945. In: *Questions on Language Change* hrsg. von M. C. Almeida / B. Sieberg / A. M. Bernardo. Lissabon: Colibri. S. 27-48.
- Sellner, Manfred B. 2006. 'Trotz', 'wegen' und 'während' im Österreichischen Deutsch. Eine Pilotstudie. In: *Zehn Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch: 1995-2005. Eine Bilanz* hrsg. von R. Muhr / M. Sellner. Frankfurt: Lang. S. 49-64.
- Van Pottelberge, Jeroen. 2004. *Der am-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklungen in den kontinentalgermanischen Sprachen* (Tübinger Beiträge zur Linguistik 478). Tübingen: Narr.
- VWB 2004 = Ammon, Ulrich / Hans Bickel / Jakob Ebner et al. 2004. *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die deutsche Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin / New York: de Gruyter.
- WDU 1977ff. = Eichhoff, Jürgen. 1977ff. *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. Bd. I/II: Bern, München: Saur [1977/78]; Bd. III: München u. a.: Saur [1993]; Bd. IV: Bern, München: Saur [2000].
- Wolf, Norbert Richard. 1994. Österreichisches zum österreichischen Deutsch. Aus Anlaß des Erscheinens von Wolfgang Pollack: Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? [...]. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 61. S. 66-76.

Ljudmila Kornilova (Vladivostok)

Morphologische Assimilation japanischer Entlehnungen in der deutschen Sprache

Im großen Wortschatz der deutschen Sprache gibt es eine Reihe von Wörtern, die ursprünglich aus anderen Sprachen übernommen worden sind. Die meisten dieser Entlehnungen stammen aus dem Lateinischen, dem Englischen und dem Französischen. Neben diesen Wortgruppen gibt es auch Wörter, die aus dem Japanischen übernommen wurden. Im Gegensatz zu Sprachen wie dem Englischen oder dem Französischen, mit denen es einen regen Austausch gibt, sind die Wörter japanischen Ursprungs größtenteils innerhalb einer kurzen Zeiträume in die deutsche Sprache gelangt. Wörter aus verwandten Sprachen werden häufig schnell assimiliert und wie ein deutsches Wort verwendet. Bei japanischen Wörtern macht dieser Prozess Schwierigkeiten und die meisten japanischen Entlehnungen im Deutschen haben sich seit ihrer Aufnahme kaum

verändert (z.B. das *Dohyo-iri*, das *Shikiri-naoshi*). Bei den Wörtern aus dem Japanischen ergeben sich viele Schwierigkeiten durch die Verschiedenheiten der beiden Systeme. Aber wenn ein Wort in Texten gebraucht werden soll, muss es wie ein deutsches Wort eingefügt werden können.

Die Assimilation von entlehnten Wörtern ist ein langsamer und komplizierter Prozess, besonders wenn die beiden in Kontakt stehenden Sprachen zu unterschiedlichen Sprachgruppen gehören, wie eben Japanisch und Deutsch. Der Prozess der Einwirkung einer Sprache auf eine andere ist kein gleich bleibender Vorgang, er ist bald stärker, bald schwächer.

Das zentrale Interesse meiner Untersuchung gilt Frage, wie sich japanische Entlehnungen des untersuchten Korpus dem morphologischen System der deutschen Sprache anpassen. Die vorliegende Studie ist der erste Versuch, die morphologische Assimilation von Japanismen im Deutschen darzustellen und zu beschreiben.

Unabhängig von den Schwierigkeiten der morphologischen Assimilation, muss das Lehnwort von Anfang an grammatisch inkorporiert werden, damit es normgerecht in die Rede eingefügt werden kann. Das bedeutet, dass Substantive Gendusmerkmale erhalten müssen, Verben übernehmen deutsche Konjugationsformen und die Kennzeichnung des Infinitivs.

Wie von vielen Linguisten bestätigt, werden meistens Substantive entlehnt, die spezifische Gegenstände, Begriffe und Erscheinungen bezeichnen. 100% der japanischen Fremdwörter des untersuchten Korpus sind Substantive.

Nicht alle Lehnwörter werden beim Eintritt im gleichen Maß assimiliert. Ob ein Wort völlig in der aufnehmenden Sprache assimiliert wird, hängt von der Häufigkeit seines Gebrauchs in mündlicher oder schriftlicher Rede ab (Barannikova 2004: 303). Die Form einer Entlehnung hängt davon ab, ob sie in den Wörterbüchern der aufnehmenden Sprache figuriert oder nicht. Im Wörterbuch aufgenommene Entlehnungen werden in den lexikalischen Bestand der Sprache integriert, und verfügen über eine bestimmte legalisierte Form.

Eine Aussage über die Assimilation der entlehnten lexikalischen Einheiten machen die formalen Merkmale der grammatischen Kategorien der entlehnten Sprache und die Fähigkeit der Lexeme, sich je nach der Rolle im Vorschlag zu ändern. Die große Beweglichkeit der Substantive im Satz und ihre Potenz, jede Satzgliedrolle mit Ausnahme der des verbalen Prädikats zu übernehmen, ist dadurch gekennzeichnet, dass Substantive flektierbar (durch Kasus und Numerus) und im Deutschen artikelfähig sind. Die Hauptfunktionen des Substantivs sind die des Subjekts und des Objekts.

Als Satzglied, das das nennt, worüber etwas gesagt wird, ist das Subjekt in der Regel ein Substantiv im Nominativ, z.B.

„*Sumatori* (Nom.) stammen meistens aus ländlichen Familien und zeichnen sich oft durch eine außergewöhnliche Größe aus“ (Keller 1997: 13).

„Keine *Geisha* (Nom.) wird einen Gast auf sein Hotelzimmer begleiten“ (Köhler 2002: 82).